zu nähern versuchen, schräke sie doch vor mir zurück! Er warf sich zu Boden und drückte die brennenden Augen ins feuchte Moos ...

Schrrrr — klirrte der Wecker neben seinem Bett. Der Maler fuhr auf und rieb sich die Augen. Die waren feucht, als hätte er sie ins Moos gedrückt — oder —

Er errötete vor sich selbst ob seiner Schwäche. „Wahrhaftig, ich hätte mein teures Modell warten lassen! Wahrhaftig, ich schickte es gar weg, versaumte meine Arbeit, um zum Schneider zu laufen!" rief er und sprang auf die Füße.

Als der Diener von Borsig mit der offiziellen Einladung kam, gab der Maler ihm das Kärtchen, das er gestern zeichnete.

„Dringende Aufträge machen mir unmöglich ..." stand darauf. Der aber diese Karte zeichnete und diese Worte schrieb, das war der Maler Adolf Menzel im Jahre 1846.

Indische Fakire und Zauberer

Von Anton Lübke

Um das Wesen des indischen Fakirtums und den sich in allen Gestalten dem Fremden zeigenden Zauberer verstehen zu können, muß man die Religion und die Mystik der Inder verstehen. Alles Fakirtum und alle Manipulationen der Zauberer, die sich in Indien herum treiben, entstanden auf religiösem Boden. Bei den Parsen, die das Feuer als Symbol alles Reinen verehren und ihre Toten von Geiern auffressen lassen, sowie bei den Mohammedanern, — beide zusammen machen die Minderheit der Bevölkerung Indiens aus — finden sich keine Fakire und Zauberer. Sie sind vielmehr ein Produkt des Hinduismus' und des Buddhismus', jener Religionen, die sich auf Weltentsagung und Askese gründen. Nach Buddha ist alles weltliche Dasein Leiden, die Begierde schafft Leiden, und nur die Unterdrückung des Durstes nach Macht des Willens und der Lust zum Leben bringt Erlösung. Seit dem Aufkommen jener Lehre (400 v. Chr.) lodert in der Seele der großen indischen Masse die Idee, daß der Mensch nur unter Verzicht auf alle zeitlichen Güter, unter großer Selbstpeinigung und in Armut, dem höchsten Heile zustreben kann. Kein Wunder, daß bei dieser Geistesauffassung die Bettler, Asketen, Fakire und Zauberer in Indien zahlreich wurden wie Sand am Meere. Die einen, Bettler und Asketen, strebten durch ihr Leben zur Vervollkommnung. Die anderen, Fakire und Zauberer, nützten den Glauben des Volkes an böse Geister und Dämonen, der vielfach mit den asiatischen Religionen verwoben ist, für ihre Zwecke aus und gründeten ihre Kunst auf die Macht der Täuschung.

Verdrängte auch der nivellierende Zug der Zeit manches, so blieb doch noch vieles übrig, was der Fremdling, der nach Indien kommt, mit Verwunderung und großem Interesse betrachtet. Schon auf der Fahrt nach Indien treten sogenannte Zauberer in den Gesichtskreis des Reisenden.

In Suez kam um Mitternacht ein ägyptischer Gaukler an Bord, der aus seiner weiten Teppichtasche verschiedenes Getier, weiße Mäuse, Meerschweinchen, Kaninchen, und allerlei Gerät hervor holte. Die Tiere mußten Männchen machen, mit ihren Pfötchen klatschen, Zigaretten rauchen, Purzelbaum und andere Kunststücke ausführen. Er holte den Zuschauern Geld aus der Nase, zauberte es ihnen aus der Tasche und zapfte ihnen Wasser aus den Ohren.

All diese auf außerordentliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit aufgebauten Künste werden durch die indischen Fakire und Zauberer in den Schatten gestellt. Was ein indischer Fakir leisten kann, ist ganz erstaunlich und grenzt geradezu an übernatürliche Kraft. Diese Menschen haben sich durch ihre von Jugend auf an dauernd geübte Selbstsuggestion und Uebung derart in der Hand, daß sie die übermenschlichsten Dinge ausführen können. Sie sitzen stundenlang in der brennendsten Sonnenhitze, legen ihren Körper auf Nagelbretter, stecken sich Draht durch das Fleisch, lassen sich lebendig begraben und stehen mehrere Tage danach wieder lebendig auf. Ueberall in Indien, besonders in den Wallfahrtsorten Benares, Madura oder Puri sieht man ihre nackten Gestalten, meist mit langen schwarzen Bärten, mähnenhaftem Haar und ausgemergeltem Körper. Oft sitzen sie an den Eingängen der Tempel, über und über mit bunten Farben bestrichen, Blumenkränze um den Hals oder ganz von grauer Asche bedeckt.

Alles, was in Indien mit Mystik, mit ärztlichen Obliegenheiten oder mit Wahrsagen zu tun hat, ist für das niedere Volk in der Hand der Fakire. Diese werden von den Eingeborenen, besonders von den Frauen, stets um Rat gefragt. Der Fakir kennt die Vergangenheit und Zukunft, er liest aus den Sternen, aus dem Sande des Bodens, er weiß, ob eine Frau einen Knaben oder ein Mädchen gebären kann. Er mischt die besten Arzneien für die Krankheiten des Leibes und der Seele.

In Ahmedabad traf ich zwei Fakire, die vor einem zerfallenen Tempel die Besucher absingen, sie in ein großes Buch ihren Namen schreiben ließen und ihnen eine getrocknete Frucht verabfolgten, für die sie dann reichlich belohnt werden wollten, angeblich, um mit dem Gelde eine Reise nach Europa zu machen. In Jaipur besuchte ich in den Gärten des Maharadschas auch die interessanten astronomischen Bauten, wo auf kunstvollen Einrichtungen die Sonne jede Bewegung und dadurch Minuten, Tage, Wochen und Monate angibt. Ein Fakir hat hier die Oberaufsicht und sagt dem Maharadscha, wann er ein Weib nehmen darf, wann er reisen soll und ähnliches, alles nach dem Stand der Gestirne. Wenn eine Frau statt eines Knaben einem Mädchen das Leben schenkt, das sie nicht wünschte, sucht sie den Fakir auf, der ihr oft rät, das Kind zu töten, dann bekomme sie ganz sicher das nächste Mal einen Knaben. In Delhi sah ich vor der großen mohammedanischen Moschee Fakirärzte, die vor sich eine Anzahl Modelle des menschlichen Körpers liegen hatten, in einem großen Kreis Schaulustiger die Menschwerdung erläuterten und dann mit weit aufgesperrtem, vom Betelkauen rot gefärbten Munde ihre Medizin anpriesen.

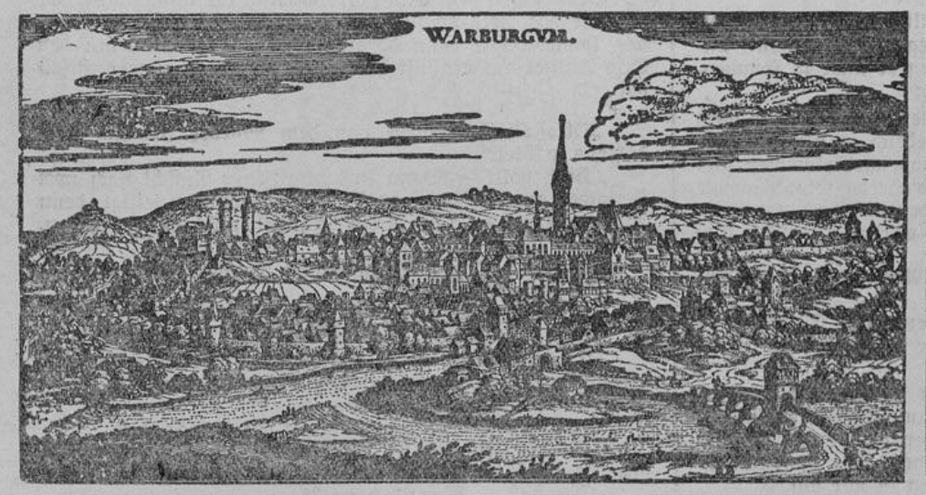
Von großem Interesse sind auch die echten und unechten Zauberer und Gaukler. Was diese Leute leisten, ist unglaublich. Da gibt es Affen- und Bärenbändiger, die ihre possierlichen Tiere die unmöglichsten Kunststücke ausführen lassen. Die Affen tanzen, rauchen, klettern nach Kommando, die Bären tanzen nach der Trommel. Eine beliebte Kunst ist die Schlangendressur. Ihre Besitzer tragen die Tiere in einem kleinen, runden Korbe mit sich und suggerieren sie derart, daß sie kerzengrade in der Luft stehen.

Beliebt sind auch die Vogeldressuren. In Delhi traf ich einen Mann, der mit drei Kanarienvögeln die erstaunlichsten Kunststücke vollführte. Die Tierchen flogen auf Kommando nach dem nächsten Baum und brachten von dort ein Blatt mit, sie holten auf Befehl von der Stirne der Zuschauer das dort aufgeklebte Hinduzeichen, sie rollten ein kleines Wassereimerchen an einem Stock empor, sie fädelten mittels einer Nadel kleine Perlen ein, die auf einem weißen Tuch lagen, sie balancierten ein langes Stöckchen im Kreise, fingen im Fluge zugeworfene Nahrung und einen Ring aus der Luft, tanzten und schlugen Purzelbäume.

In Agra kam spät abends ein Zauberer ins Hotel, um die Gäste zu unterhalten. Auch seine Kunststücke waren geradezu verblüffend. Man saß kaum einen Meter von ihm und konnte alles genau beobachten, ohne jedoch zu erkennen, wie er seine Geschicklichkeiten ausführte. Er ließ Geldstücke verschwinden, sie durch unsichtbare Kräfte auf der Hand vorwärts laufen, eine Karte in kleine Fetzen zerreißen, legte die Reste unter einen Messingdeckel und zeigte die ganze Karte mit einer fehlenden Ecke, die der, welcher die Karte zerrissen hatte, in der Hand behalten hatte. Er ließ eine Karte aus einem Kartenblock wählen, steckte sie wieder hinein, gab den Block einer Dame in die Hand und schlug ruckartig darauf, worauf der Block zerflatterte, die gewählte Karte aber in der Hand der Dame blieb. Er zauberte Karten, die jemand gewählt hatte, in einen verschlossenen Bilderrahmen oder einen Ring, der in ein Tuch gewickelt war, auf einen Stock, den man an beiden Enden festhielt. Drei normale Spielkarten verwandelte er auf verblüffende Weise in immer kleinere Karten, bis die letzten so klein waren wie eine Erbse. Der Triumph der Fertigkeit bestand darin, aus einem kleinen Kasten etwa fünfzehn kleine Kanarienvögel zu zaubern, die so abgerichtet waren, daß sie auf das Kommando ihres Meisters hörten.

Vieles von dem, was die indischen Gaukler ihren Zuschauern bieten, ist entweder ganz fabelhafte Geschicklichkeit oder eine ungeheuere Suggestion, in der die Inder Meister sind.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 29 | 10. April 1935 | 9. Jahrgang

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben". Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(28 Fortsetzung)

„Man stieg in das Arbeitszimmer Joachim Gerdahlens ein?"

„Ja. — Herr Jobst ist auch ratlos. — Aber der Dieb muß gefunden werden."

„Den werden wir bald haben!"

Sie begaben sich gemeinsam in Joachim Gerdahlens Arbeitszimmer.

Paul Stein besah sich den Schreibtisch. Alle Kästen waren geöffnet. Die Rückwand war aufgebrochen, und hier zeigte es sich, daß in dem Schreibtisch noch zwei weitere Geheimfächer vorhanden gewesen waren.

Stein nickte anerkennend.

„Da ist ganze Arbeit geleistet worden."

„Was mag der Dieb gesucht haben?"

„Geld! — Natürlich Geld!"

„Meine Mutter ist außer sich. Ich muß sie fortbringen. Hier reibt sie sich auf."

„Und niemand hat nachts etwas gehört?"

„Kein Mensch!"

„Da hat der Herr Dieb wirklich sorgsam gearbeitet."

„Es muß ein ganz raffinierter Kerl gewesen sein."

„Ich schließe auf einen Berufsverbrecher, der hier drin Wertsachen vermutete."

Paul Stein schritt das Zimmer ab. Dann untersuchte er die Terrasse.

„Fußspuren sind nicht vorhanden. — Und die Tür vom Arbeitszimmer hier heraus war nachts versperrt?"

„Ja. Sie war auch heute früh noch versperrt."

„Es stand nur das halbe obere Fenster offen?"

„Ja. Der Dieb muß hierdurch eingeschlichen sein. Aber wie!" —

„Sonderbar, sonderbar! Ich möchte fast annehmen, daß der Dieb irgendwie über das Dach gekommen ist und sich herabgelassen hat, vielleicht an einem Seil. Dann hätte er von oben aus leichter in das hohe Fenster einsteigen können. — Was für Räume liegen über diesem Arbeitszimmer?"

„Ein Gesellschaftssaal, der seit langer Zeit unbenutzt steht."

„Ich möchte einmal das Gemach sehen."

„Kommen Sie, ich führe Sie hinauf!"

Gemeinsam stiegen sie zum ersten Stock empor. Egon Gerdahlen öffnete die Tür zu einem saalartigen Raum.

„Hier! — Darunter liegt das Arbeitszimmer meines toten Onkels."

Paul Stein trat an das Fenster.

„Ja, so dürfte es gewesen sein! — Bitte, Herr Doktor, gehen Sie doch wieder hinab ins Erdgeschoß. Ich will einmal die Entfernungen messen. Ich werde Ihnen von hier oben mein Bandmaß zuwerfen."

Als Egon Gerdahlen das Zimmer verlassen hatte, kauerte Paul Stein hastig nieder und hob den dicken Teppich empor. Da und dort. Endlich hatte er gefunden, was er suchte. Er lächelte zufrieden.

Nora Arbö hatte also recht gesehen! Es existierte ein kleines Loch da in der Diele, durch das man hinab in das Arbeitszimmer Joachim Gerdahlens sehen konnte — durch das man sicherlich auch vortrefflich da unten geführte Gespräche belauschen konnte! —

Schnell trat er ans Fenster.

„Sind Sie unten, Herr Doktor? — So, bitte, fangen Sie jetzt das Bandmaß auf. — Wieviel haben Sie?" Aber genau, bitte, bis zum Fensterstock gemessen!"

„Sieben Meter dreißig."

„Aha! — Das ist schon denkbar."

„Was kalkulieren Sie?"

„Eine Leiter möchte ich haben! — Würden Sie einmal zum Wirtschaftsgebäude hinübergehen und eine nicht zu lange Leiter, etwa sechs Meter lang, herbeibringen lassen?"

„Sogleich!"

„Halt! Wo ist Herr Jobst?"

„Er ist einmal nach Bernstadt gefahren; er verfolgt eine Spur dorthin."

„Danke sehr! Also bitte, lassen Sie die Leiter bringen!"

Sobald Paul Stein Egon Gerdahlen hinüber zum Wirtschaftsgebäude schreiten sah, verließ er das Zimmer. Im Gang blieb er lauschend stehen. Nichts regte sich. Seine Augen eilten die Wände entlang. Er zählte. Lief leise weiter. — Zählte wieder. Glitt an die Wand. Seine Finger tasteten hinauf und hinab. Nur einige Augenblicke. Dann löste sich die Holzvertäfelung. Stein schlüpfte hinein. Die Wand schloß sich wieder. Der Kriminalinspektor war verschwunden. —

Egon Gerdahlen kam mit einem Gutsarbeiter zurück, der die Leiter trug. Er rief nach oben.

„Herr Inspektor, die Leiter ist da!"

Er bekam keine Antwort. Da ging er selbst ins Haus, nach Stein zu suchen. Er fand ihn nirgends. Als er wieder unten auf der Terasse stand, rief Stein vom Dachgeschoß herab.

„Hallo! Ich komme gleich! Habe hier nur mal Umschau gehalten."

Und alsbald stand der Kriminalinspektor wieder auf der Terrasse. Er ließ die Leiter anlegen, stieg hinauf, untersuchte, aber zu einem Ergebnis schien er nicht zu kommen.

Schließlich erklärte er verdrießlich:

„Die Sache kommt mir höchst sonderbar vor! Man weiß ja auch nicht, welche Werte noch insgeheim in dem Schreibtisch lagen. — Ich will heute nachmittag wiederkommen und zwei Leute mitbringen. — Auch dem Herrn Staatsanwalt will ich Mitteilung machen. Es handelt sich doch um einen schweren Einbruch! — Auf alle Fälle werden wir alles versuchen, das Rätsel zu klären."

Egon Gerdahlen verbarg seinen Aerger über den Einbruch nicht.

„Es ist wie verhext! Jetzt wieder dieser Einbruch! — Und vordem die Geschichte mit meiner Kusine!"

Stein sah ihn interessiert an.

„Ich habe vorhin das erste Wort darüber gehört. Ich war auf einer Dienstreise, kam erst am Morgen zurück. — Offen gesagt, Herr Doktor, das Mädchen machte von Anfang an auf mich einen auffälligen Eindruck. Als sie dann zu mir kam, da stiegen die ersten Bedenken in mir auf."

„Also auch Sie befürchteten ein neues Unglück! Aber warum haben Sie uns nicht offen gewarnt? — Herr Jobst mißtraute ja meiner Kusine auch schon längst. — Es ist doch gräßlich, denken Sie! Meine Mutter stand nahe ihrem Tode. Und ich glaube, dieses verworfene Geschöpf leugnet auch heute noch alles ab."

„Lassen Sie nur! Das ändert nichts an den Tatsachen!"

Eben, als Paul Stein gehen wollte, kam Max Jobst im Auto an.

Er sprang eifrig aus dem Wagen.

„Ah, Herr Kriminalinspektor! — Was sagen Sie zu diesem Einbruch? Man wird nicht fertig auf Hohenfried! Wie denken Sie über den Fall?"

„Ein schwerer Einbruch."

„Ein dreister Bursche muß das gewesen sein! Ganz bestimmt ein Berufsverbrecher!"

„Ganz meine Ansicht. — Ich werde heute nachmittag wiederkommen! — Vielleicht kann ich Sie dann nochmals sprechen. Es wäre mir lieb."

„Ich bin bestimmt hier. Ich untersuche jetzt nochmals alles." —

„Vielleicht haben Sie bis zum Nachmittag den Verbrecher gefunden."

„Kaum! Der Kerl ist doch über alle Berge."

„Ein Mann wie Sie, der hier so ausgezeichnete kriminelle Fähigkeiten zeigte, wird auch mit diesem Einbruch fertig werden!"

Jobst strahlte.

„Also sind auch Sie der Ansicht, daß ich hier gut gearbeitet habe?"

„Vorzüglich! Frau Gerdahlen darf Ihnen ruhig noch eine Sonderprämie auszahlen. Sie haben sie verdient!"

Damit verabschiedete sich Paul Stein.

XV.

Dr. Haberland blickte interessiert auf, als Paul Stein bei ihm eintrat.

„Da sind Sie ja, Herr Kriminalinspektor! Was ist das nun mit dem Einbruch auf Hohenfried?"

„Eine höchst schwierige Sache! Ein Berufsverbrecher muß da am Werk gewesen sein."

„Wunderbar! — Das geht wohl dort so weiter?"

„Nein, jetzt ist es aus."

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß ich Ihnen heute einige Ueberraschungen bereiten muß, Herr Staatsanwalt."

„Sie machen mich neugierig. — Wie war es denn in Budapest?"

Stein erzählte. Vorher aber berichtete er von seiner Vernehmung Bruno Bauers.

Dr. Haberland unterbrach ihn nicht. Als er aber zu Ende war, erklärte er:

„Der Bauer hat selbstverständlich gelogen. — Nach der Kassette können wir ja suchen lassen."

„Bruno Bauer hat ganz bestimmt die Wahrheit gesagt, Herr Staatsanwalt."

„Was — Mit der Kassette? — Möglich!"

„Nein, als er seine Unschuld bei der Ermordung seines Onkels beteuerte."

„Sie halten den Mann also wirklich für unschuldig? Er soll nur das Geld an sich genommen haben? Na, hören Sie, wie kommen Sie denn darauf? Wer soll denn dann den Otto Müller aufgeknüpft haben? — Das ist ja immer rätselhafter!" — —

„Otto Müller wurde von dem Mörder Joachim Gerdahlens getötet."

„Halt, halt! — Dann sind also Ihrer Ansicht nach zwei Menschen an Joachim Gerdahlens Ermordung beteiligt; denn Albert Gerdahlen kann Otto Müller nicht getötet haben, da er im Gefängnis saß."

„Ich hatte auch nicht an Albert Gerdahlen gedacht."

„Sondern?"

„An den Mörder."

„Und wen meinen Sie damit?"

„Einen Augenblick! — Die Kassette ist bereits von mir gefunden worden. — Heute beim Morgengrauen."

„So? — Und war noch was drin?"

Stein reichte dem Staatsanwalt ein kleines Heft.

„Da hat Otto Müller vor seinem Tode Aufzeichnungen gemacht. — Bitte, lesen Sie!"

„Das da? — Was ist damit?"

„Bitte, Herr Staatsanwalt, lesen Sie!"

Dr. Haberland lehnte sich zurück und begann zu lesen. Aber schon nach einigen Zeilen riß es ihn hoch. Er starrte Paul Stein an.

„Was soll das?"

„Bitte, lesen Sie weiter!"

Und wieder flogen des Staatsanwaltes Augen über das Geschriebene. Das Blut stieg in sein Antlitz. Er riß an seinem Kragen, als ob der ihm plötzlich zu eng geworden sei. Seine Augen wurden immer größer. Ein gurgelnder Laut drang aus seiner Kehle.

„Stein, was ist das?"

„Haben Sie alles gelesen?"

„Ja!"

„Herr Staatsanwalt, das alles wollte Otto Müller bei der ersten Schwurgerichtsverhandlung gegen Albert Gerdahlen dem Gericht mitteilen!"

Dr. Haberland stützte den Kopf in beide Hände.

„Und daran soll etwas Wahres sein?"

„Jedes Wort ist wahr!"

„Was Sie vorhin sagten — das von der Frau in Budapest — sprach die nicht auch von den geheimen Gängen?"

„Ja. — Die Gänge existieren. — Ich war vorhin drin."

„Sie?"

„Ich habe mir die Pläne verschafft. Sie lagen in einem uns bisher unbekannten Geheimfach von Joachim Gerdahlens Schreibtisch."

„Sie?"

„Herr Staatsanwalt, den Einbruch auf Hohenfried heute nacht, habe ich ausgeführt."

Dr. Haberland trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„Reden Sie! — Ich bin jetzt auf alles vorbereitet."

„Ich fand die Pläne und benützte vorhin meinen Besuch auf Hohenfried, um diesen einen wichtigen geheimen Gang mir einmal anzusehen. — Es stimmt alles. — Es finden sich darin sehr gute Fußspuren, die wir aber wohl nicht näher zu untersuchen brauchen. Ich habe noch andere nette Sachen in dem Gang gesammelt."

Er stellte ein Fläschchen auf des Statsanwalts Tisch.

„Das da ist Atropin. Der Inhalt ist zwar hier auf dem Schild angegeben; aber Dr. Roland hat außerdem vorhin den Inhalt untersucht. Hier ist sein Gutachten. Wenn Sie weiterhin das Schild auf dieser Flasche lesen, so werden Sie finden, das dies Gift für Herrn Dr. med. Gerdahlen" hergestellt wurde, und zwar in Königsberg, also reichlich weit von hier fort. Hier habe ich ferner einen Rezeptblock, wie ihn Aerzte führen, mit einem interessanten Aufdruck: Dr. med. Egon Gerdahlen — Königsberg. — Da ist auch das Rezept, mit dessen Hilfe das Gift beschafft wurde. Eine telefonische Anfrage hat ergeben, daß Dr. Egon Gerdahlen neben seinen philosophischen Studien auch drei Semester Medizin hörte; ein medizinisches Staatsexamen hat er freilich nicht abgelegt; er hat sich aber im Juli dieses Jahres vierzehn Tage lang in Königsberg aufgehalten und dort als Arzt angemeldet. — Hier ist auch etwas Hübsches — ein Paar rotbraune Herrenhandschuhe; da hat Dr. Roland auch wichtige Feststellungen gemacht. Dies Gutachten habe ich gleichfalls hier. Lesen Sie es! — Da ist noch etwas: Eine Wachsform, ganz vorzüglich gearbeitet, zwei Fingerabdrücke im Positiv darstellend; ein Abdruck von dieser Wachsform stimmt restlos mit dem an dem Wasserglas gefundenen Fingerabdrücken überein. — Und noch eine letzte Ueberraschung! Da ist eine Wäscheleine, von der ein Stück abgeschnitten ist; dies Stück wurde zur Vortäuschung des Selbstmordes Otto Müllers benötigt."

Dr. Haberland war aufgesprungen. Er griff sich an den Kopf. —

„Das haben Sie heute gefunden?"

„Ja! — Geben Sie acht!"

Und Paul Stein entwickelte seine Gedankengänge. —

Als er geendet hatte, saß Dr. Haberland gebrochen auf seinem Stuhl. Er stöhnte.

„Daß Sie mich nicht schon an Ihren anfänglichen Mutmaßungen teilnehmen ließen! Daß Sie bis jetzt schwiegen!"

Stein lächelte leis.

„Das wäre zwecklos gewesen. Beweise hatte ich nicht, und meine Mutmaßungen hätten Sie angezweifelt."

Der Staatsanwalt sprang auf.

„Jetzt aber nach Hohenfried!"

„Nein!"

Paul Steins Stimme klang befehlend.

„Sie werden jetzt zunächst Albert Gerdahlen rufen lassen, Herr Staatsanwalt!"

Der zögerte.

„Jetzt schon?"

„Ich meine, es ist die höchste Zeit!"

„Ja — ja, freilich! — Stein, geben Sie acht, ich glaube, der bringt mich jetzt um!"

Der Schweiß trat dem Staatsanwalt erneut auf die Stirn. — —

Stein drängte: „Rufen Sie ihn her!"

Da trat Dr. Haberland ans Telephon.

Fortsetzung folgt.

Der Maler

Historische Skizze von Margarete Boie

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als in der Großen Kunstausstellung zu Berlin drei Personen vor einem Bilde zusammentrafen. Das Bild stellte den Eingang zum Park von Sanssouci dar, im Herbstgold, mit weit geöffnetem Tor. Die Personen waren ein stattlicher Herr in mittleren Jahren mit einem noch kindhaft jungen Mädchen am Arm und ein kleiner Mann, der einen unförmig dicken Kopf auf den eckigen Schultern trug und mit seinen spinnenartig dünnen und langen Fingern sonderbar greifende Bewegungen gegen das Bild hin ausführte.

„Dreck ist's, ganz einfach!" brummte der Kleine verdrossen. „Der Ahorn da hat keinen Körper bekommen. Liederlich gezeichnet ist er. Er hätte — er hätte — halt, jetzt hab ich's: Er hätte ein paar Tannen hinter sich haben müssen."

„Das möchte ich mir doch sehr verbitten", sagte der stattliche Herr mit gut gespielter Entrüstung. „Ein dunkler Hintergrund für den Ahorn müßte zugleich auch einen dunklen Hintergrund für das offene Tor ergeben. Er würde manches von der Zeichnung des linken Flügels wegschlucken. Davon aber möchte ich kein Tüttelchen missen, denn dies Tor eben hat es mir angetan. Wie es nur so hingetupft ist und dabei doch so ganz aus Eisen — aus Schmiedeeisen, nicht plumpem Gußeisen, ich verstehe mich ein wenig darauf."

Der Kleine hatte sich ihm zugewandt, und sein mißvergnügtes Gesicht hellte sich allmählich immer mehr auf. „Sie haben recht, ganz recht", sagte er nun hastig und rieb die Flächen der gefalteten Hände gegen einander, so daß seine langen Finger mehr denn je zum Schrecken des jungen Mädchens sich gleich Spinnengliedern bewegten. „Sie haben wirklich recht, genau so dachte ich's mir ja auch."

„Ich verstehe mich ein wenig darauf", wiederholte der andere seinen unterbrochenen Satz. „Freilich nicht als Maler, sondern als Eisenfachverständiger. Mein Name ist Borsig."

„So kauften Sie mein Bild?" rief der kleine Mensch aus, und das junge Mädchen lachte hell auf.

„So malten Sie unser Bild?" ahmt sie ihm lustig nach. „Verraten und gefangen, mein Herr! Nun müssen Sie aber auch einmal zu uns kommen, um den Platz zu begutachten, den mein Onkel für Ihr Bild aussuchte."

Dem kleinen Maler schoß das Blut zu Kopfe. Er sah jetzt erst, wie lieblich die war, die hier vor ihm stand. Er stotterte. Er griff nach seinem Hut, der hinter ihm auf der roten Plüschbank lag, aber Borsig wiederholte die Einladung seiner Nichte aufs liebenswürdigste. —

Wie beschwingt trabte der Maler heim. Trabte, ohne die teure Pferdebahn zu benutzen, den ganzen Weg zu Fuß, bis zum fernsten Südosten Berlins, wo er mit Mutter und Schwestern eine bescheidene halbe Etage bewohnte. Sein Leben war bisher nicht leicht gewesen. Seit die Volksschule ihn freigegeben, hatte er mit Stift und Pinsel nicht nur sich selbst, sondern auch Mutter und Schwestern noch erhalten müssen. Das bedeutete ein ehrliches Stück Arbeit! Aber er hatte es geschafft — er, der ungestalte Zwerg mit dem dicken Kopf und den Spinnenfingern. Heute war er zu Borsig eingeladen. — was galt die Wette? Morgen würde er beim König speisen! Er lachte triumphierend auf.

Was er selten tat: Er blieb heute abend am Familientische, holte Feder und Tusche und begann, ein zierliches Kärtchen zu zeichnen, während er dabei heiter mit seinen Angehörigen plauderte. Was entstand auf der Karte? Ein Elfchen auf leichtem Blütenzweig. Ein Elfchen mit noch kindlich gerundeten Wangen.

Das Elfchen saß in der oberen rechten Ecke. Wer fing in der unteren linken ihren Blick auf? Ein Zwerg? Ein Kobold? Nein, wie banal. — „Schön gegen schön, so muß es sein", sagte der Maler laut zu sich selbst. „Was aber gibt es Schöneres auf dieser Erde als einen preußischen Leutnant?"

„Gardes du Corps!" vollendete die Schwester übermütig, und schon zog die Feder die Umrisse eines köstlichen Adlerhelms.

„Wie bist Du heute so vergnügt!" bemerkte die Mutter grämlich. „Aber die Milch ist wieder um einen Pfennig teurer geworden. Die Butter wird bald folgen." —

Mitten in der Nacht wachte der Maler auf. Borsig hatte das „Tor von Sanssouci" gekauft — gut und schön! Aber die Milch war wieder teurer geworden, die Butter würde bald folgen, und in der nächsten Woche waren Miete und Steuern fällig, dazu Kleidergeld für die Schwestern und Wirtschaftsgeld für die Mutter. Borsig hatte ihn zu sich eingeladen — noch besser! Aber was sollte er dafür anziehen? Er wußte es wirklich nicht. Unruhig warf er sich hin und her. Er würde zum Schneider gehen müssen. Er mußte deshalb sein Modell abbestellen — kostete einen halben Taler Reugeld.

Der Schneider war grob. Für einen Kobold könne er nicht arbeiten, deutete er ihm an; was heute modern sei, fordere eine Gestalt wie — wie — wie ein Leutnant vom Garde du Corps, dachte der Maler bei sich und konnte des Schneiders Grobheit verstehen.

Er zog seinen alten schwarzen Rock an und kam in eine Gesellschaft prächtig gekleideter reicher Leute. Sein Elfchen war da — ach, wie bezaubernd in einer Taille vom ersten Schneider Berlins, die breit ihre jungen Schultern frei gab. Der Leutnant von den Gardes du Corps stand hinter ihr, aber sie lächelte ihn an, ihn, den häßlichen, namenlosen Maler.

Nach diesem Abend konnte der Maler nicht heim finden. Er wanderte die ganze Nacht hindurch und fand sich im Morgengrauen am Ufer des Wannsees. Kalt war das graue Licht. Oede die Frühdämmerung vor Sonnenaufgang.

„So war mein Leben, ehe mir diese Sonne aufging", sagte der Maler und dachte an das liebliche Elfchen. „So manches habe ich geschafft und werde noch mehr schaffen. Könnte ich sie nicht auch in mein armes Dasein bannen, in dem es von Wichtigkeit ist, ob die Milch teurer wird und die Butter ihr folgt? Aber ich bin häßlich. Niemand weiß besser als ich, der Maler selbst, wie sehr häßlich ich bin. Und wenn sie mich aus der Ferne mit teilnehmenden und vielleicht ein wenig mitleidigen Blicken erquickt — würde ich mich ihr